

MATTHIAS WEISCHER

von Rainer Beßling

Erfundener Mann, 2003, Öl auf Leinwand, 200 x 160 cm, sämtliche Abbildungen: Ausstellung Künstlerhaus Bremen, 11. Sept. bis 17. Okt. 2004, Privatsammlung, Courtesy Eigen + Art, Leipzig/Berlin, Foto: Uwe Walter



o.T., 2003, Öl auf Leinwand, 144 x 105 cm, Sammlung Hannelore und Peter Molitor, Bergisch Gladbach, Courtesy Eigen + Art, Leipzig/Berlin, Foto: Uwe Walter



o.T., 2004, Öl auf Leinwand, 46 x 46 cm, Mimi Dusselier, Belgique, Courtesy Eigen + Art, Leipzig/Berlin, Foto: Uwe Walter



Kleiner Vorhang, 2004, Öl auf Leinwand, 60 x 90 cm, Privatsammlung, Berlin, Courtesy Eigen + Art, Leipzig/Berlin, Foto: Uwe Walter



Der Markt drückt die Malerei wieder eng an die Brust. Amerikanische Sammler haben in einer neuen Konjunkturwelle ihre Liebe zur Krautkunst reanimiert. Besonders der vorgeblich regionaltypische Charme der Ostproduktion mit einer Patina aus heimeliger Tristesse und handwerklicher Raffinesse trifft ins Herz eines von Moderne und Postmoderne gelangweilten Publikums. Das intime Zwiegespräch mit dem auratischen Tafelbild steht wieder hoch im Kurs. Dabei hat die jüngere deutsche Malergeneration insgesamt, vom Legitimierungsdruck gegenüber den diskursiv geadelten avancierten Medien befreit, einen produktiven Schub erfahren. Besonders auf Leipzig ist der Blick des Weltpublikums gerichtet, natürlich nicht zuletzt dank der Wegbereitung durch Superstar Neo Rauch.

Doch längst sind auch jüngere Vertreter der »Leipziger Schule« entdeckt, unter ihnen der 1973 in Westfalen geborene Matthias Weischer, dessen Bilder kaum mehr im Atelier trocknen können. Der junge Künstler muss jetzt die Balance finden zwischen dem Erfolg, der ein frühes Angekommensein suggeriert, und dem eigenen Anspruch, der weitere kritische Suche nahelegt. Das Publikum kann lernen, dass sich hinter dem Label »Leipziger Schule« höchst unterschiedliche künstlerische Positionen verbergen. Die Möglichkeit, die aktuelle Arbeit von Matthias Weischer kennenzulernen, bietet sich derzeit im Bremer Künstlerhaus, wo Susanne Pfeffer vor kurzem vielversprechend ihre kuratorische Arbeit aufgenommen hat. Ihr Ausstellungsaufbau setzt auf die wieder entdeckte Selbstbehauptungskraft des Werkes und die Kraft des Auges. Das Publikum wird nicht abgehalten, in Seitenblicken Korrespondenzen zwischen den Werken auszumachen. Doch am Anfang steht das einzelne Bild. Sich darin länger aufzuhalten und dabei nicht nur zu entziffern, sondern auch den eigenen Standort zu suchen und nach der eigenen Leseweise zu fragen, sind die Bilder des Wahl-Leipzigers bestens geeignet.

Ein Bild-Beispiel: Matthias Weischers »Kartenhaus« stellt den simplen, nicht sonderlich sorgfältig ausgeführten Plan eines Redewendung gewordenen Bauwerkes dar. Auf schlierigem grau-blauem Grund lehnen zwei Karten in einer leeren Raumecke aneinander, latent vom Einsturz bedroht. Der Architekt dieses gewöhnlich aus Muße, Langeweile oder Warten geborenen Hauses ist verschwunden. Schon die tiefe Leere des Zimmerausschnitts, der etliche Malspuren, aber kaum weitere Behausungsindizien aufweist, lässt das Kartenpaar merkwürdig verloren erscheinen. Und auch der Betrachter fühlt sich zunehmend allein gelassen. Die Unbestimmtheit des Ortes verknüpft sich mit seinem Herausfallen aus der Zeit. Die Frage nach dem Verbleib von Akteuren lässt das Bild über eine Momentaufnahme hinauswachsen. Die Darstellung im offenen quadratischen Format, in dem die Malschichten satt über die Bildkanten hinauswuchern, changiert zwischen Stillleben und Szene. Die Wände fungieren als Kulisse eines handlungsfreien

Geschehens und als Gründe eines deutlich lebhafteren malerischen Tuns. So hat sich der über einen vertrauten Gegenstand und eine Alltagsszene ins Bild gezogene Betrachter im Pendeln zwischen verschiedenen Darstellungsqualitäten anhaltend neu zu orientieren. In der ausbalancierten Korrespondenz der Flächen und Farbwerte findet er auf der rechten Wand eine gestisch bewegte Strichführung und luftige Farbtupfer, die sich aus dem erdigen Braun schälen und die Assoziation einer ins Abstrakte gefallenen Landschaftsstaffellung verstärken. Auf der linken monochromen, malerisch beruhigteren Wand sind die dünnen Umriss einer Tasse sichtbar, Widerschein oder Projektion eines Attributs von belebter Häuslichkeit, das in transitorischer Flüchtigkeit durch das Bild weht.

Matthias Weischers Bilder legen es geradezu darauf an, sinnlich wahrgenommen zu werden. Ob es Wohnlandschaften vom Hochhaus bis zum Klischee gewordenen Eigenheim sind oder die jüngsten Interieurs, wie jetzt im Bremer Künstlerhaus zu sehen: Der Künstler ebnet durch gegenständliche Ausstattung einen Spaß und Unterhaltung versprechenden Weg ins Bild. Doch die vermeintliche Vertrautheit gerät schnell ins Wanken, wenn das Auge die zahllosen Irritationen scharf gestellt hat, mit denen Weischers Räume angefüllt sind. Da erweisen sich Konstruktionen als irrational, Perspektiven als un schlüssig, Attribute als kaum vereinbar. Gegenständliches wird angeliefert und gleich wieder verrätstelt. Da sorgt der virtuos inszenierte Kampf zwischen Raum und Fläche, zwischen figürlicher Referenz und Abstraktion für anhaltende Offenheit und produktive Unruhe.

Ist es anachronistisch, wenn ein zeitgenössischer Künstler sich derart der im aktuellen Diskurs gebräuchlichen Sinnsetzung verweigert und sein »Handwerk« sprechen lässt? »Ich bin der Maler, die anderen deuten.« Weischers Rückzug auf den künstlerischen Prozess gerät nie in den Verdacht koketter gedanklicher Tiefstapelei. Es begründet gerade die Qualität und den Eigensinn seiner Werke, dass der Künstler das reine Bild und dessen Bewältigung an den Anfang und ins Zentrum seines Schaffens stellt. Die stoffliche Präsenz, die atmosphärische Spannung, die Weischers Bilder prägen, erklärt sich in der Rekonstruktion des Malprozesses, wie ihn der Künstler beschreibt: Ein abstraktes Spiel zum Auftakt, Farbstimmungen, Grundtöne, Grundakkorde. Die monochromen Flächen, die Linien, die Farben werden nach kompositorischen Entscheidungen ins Verhältnis gesetzt. Aus diesen Farbklangen und Flächenkorrespondenzen schälen sich Motive und Themen heraus, die Raum greifen, »immer das nahe Liegende, das Kleine«. Schichten werden übereinander gelegt, Fehlstellen und Durchsichten machen die Konstruktion und damit die Künstlichkeit der Räume bei aller Möblierung mit Gegenständlichkeit erkennbar. Die wuchernden Assoziationen, zu denen Weischers Bilder verführen, gründen im intuitiven Vorgehen. Doch kein Bild sollte zu früh abgebucht, keine Lesart vor-schnell favorisiert werden. Schon gar nicht sollte Atmosphärisches vor der langsamen sinnlichen Durchdringung, in der diese Bilder entstanden sind, allzu rasch an Referenzpunkten im Umfeld des Künstlers verankert werden.

Das vermeintlich »Morode«, das aus der Farbigkeit der Bildräume und aus der Materialqualität und Gestalt der eingestreuten Gegenstände spricht, wird gern als Dokument von Wirklichkeit und Befindlichkeit des deutschen Ostens gelesen. Doch der gebürtige Westfale kann die gleichen Raumelemente auch im Ruhrgebiet aufgefunden haben. Zudem ist bei allem Ausschwärmen ins Nahliegende der reale Alltag nicht allein Motivlieferant. Im assoziativen Werkprozess lagern sich Erinnerungsstücke ab, die in ihrem Durchgangscharakter und Übergangswert gestaltet sind. Die Bilder lassen den Gebrauch der Dinge mit allen Sinnen wahrnehmen, die Ausdünstungen, die schrundigen Oberflächen. So fungiert das Abgestandene als Futteral für Geschichten in der Geschichte.

Wenn sich vor Matthias Weischers Bildern der Eindruck der Traumverlorenheit oder Illusionsbeschwerung einstellt, dann ist auch diese Lesart zuerst durch kompositorische Herausforderungen und Entscheidungen geebnet. In das Spannungsfeld von Abstraktion und Figuration ist der Kontrast von Raum und Fläche als Grundthema der Malerei mit eingewoben. Weischer spielt mit der Illusion als einem der langlebigen Potentiale des Tafelbildes. So wie er Zitate aus der Kunstgeschichte in seine eigenen kompositorischen Entscheidungen integriert, nutzt er auch das Hin- und Hergeworfensein zwischen Raum und Fläche zur Formulierung einer für die Bildlektüre produktiven Mehrsichtigkeit. Auch die Isolierung der Bildgegenstände, die meist in einem unbestimmten Verhältnis zueinander verortet werden, sowie die sichtbar konstruierte, komplexe Verschmelzung mehrerer Momentaufnahmen, nähren Irritation und überantworten die Raumgebung als Illusion und Projektion in einem utopischen Sinne dem Betrachter. Jedes Element bietet andere Verknüpfungsmöglichkeiten. Weischer bewegt sich noch mehr spürbar als sichtbar zwischen Extremen. Er arbeitet parallel an vielen unterschiedlichen Bildern, an kleinteiligen, detailliert ausgeführten ebenso wie an reduzierten, der Monochromie nahen, an kleinen und an Großformaten. Auch in der *Bremer Ausstellung findet sich dieser Wechsel, dem das Publikum den gleichen Unterhaltungswert abgewinnen dürfte, wie ihn der Künstler selbst dabei empfindet.* Trotz aller Vielgestaltigkeit, es gibt den verbindenden malerischen Gestus und Gehalt.

Das Bild »Kleiner Vorhang« und ein kleineres Quadrat »a.T.« dokumentieren in dem Sujet des Vorhangs die künstlerische Herausforderung, der sich Weischer durchaus stellt. Doch neben der Illusion fördernden Modellierung des Stoffes formuliert er im ersten Bild neben einer merkwürdigen Architektur auch die Lichtführung als rein kompositorisches Element. Im zweiten Bild fungiert der Vorhang als »Raumteiler« zwischen mehr oder weniger monochromen und binnenstrukturierten Flächen, die in ihren unterschiedlichen Farbwerten an Räume und Landschaften eher außerhalb der Interieur-Welt verweisen: sandiger Boden, eisige Luftschichten, wassertiefe und moossatte Schichtungen in horizontaler Staffelung.

Matthias Weischer lässt seine Räume in einem unbestimmten Verhältnis zwischen Innen und Außen, was keine wirklichen Einblicke in den Privatraum gewährt. Diese Räume sind so wenig greifbar wie ihre tatsächlichen oder potenziellen Bewohner sichtbar. Physis oder Psyche möglicher Protagonisten haben keine Spuren hinterlassen, Eingänge oder Ausblicke sind versperrt oder verrätselt, hier scheint der Glaube an die Entzifferung des Subjekts über die Attribute des »Privatraums« aufgegeben. Was der Künstler aber zeigt, ist die Konstruktion des Privaten, ist die Arbeit am Subjekt. Durch die Leere der Räume ist nicht zuletzt der Betrachter offensiv gefordert, die zentrale Fehlstelle des Bildes zu füllen. Weischers Arbeiten betrachten ihr Publikum. Wir finden, verlieren und suchen uns wieder in diesen oberflächlich hermetischen und doch offenen, nicht zu Ende formulierten Räumen. Der Maler kann die Bilder letztlich nicht fertigstellen, er ist auf die Mittäterschaft des Betrachters angewiesen. So ist die faszinierte Unruhe, die wir vor und in den Bildern des Künstlers empfinden, nur bedingt in deren Unbelebtheit und der Simultaneität verschiedener Orte, Zeichen und ästhetischer Mittel zu suchen. Wir spüren als Betrachter auch, dass uns die Bestimmtheit fehlt, die Bilder zu Ende zu malen. Wir spüren unsere eigene Unbehaustheit, Ortlosigkeit und den Transit auf der Zeitachse.

Kartenhaus, 2004, Öl auf Leinwand, 41 x 41 cm, Sammlung Rudolf u. Ute Scharpff, Stuttgart, Courtesy Eigen + Art, Leipzig/Berlin, Foto: Uwe Walter

